

1740 Johann Anton Schneller aus Unterbach (vgl. oben) beerdigt. Ob er an der Ausstattung der Kirche mitgearbeitet²⁴ hat?

Beim Neubau der Katharinenkirche zu Allendorf in Bärenschießen (heute Stadt Allendorf, Kr. Marburg) sind Steinmetzen und Stukkateure aus Tölz und Tannheim beteiligt gewesen. In diesem Zusammenhang verdient die Erhaltung des Hausnamens „Schdugadee(r)sch“ Beachtung. Damals bleiben, wie das Kirchenbuch mitteilt, zwei Handwerker im Ort. 1744 heiratet Joseph Simon Lang aus Stockach im Gericht Ehrenberg eine Einheimische; und 1752 wird Johann Michael Schratz²⁵ „Tyrolensis ex Dann-

heim Satrapiae Ehrenbergi“ ebenfalls mit einer Allendorferin getraut.

Wie die Anwesenheit und Tätigkeit von Tiroler Maurern, die z. B. auch am Wiederaufbau der Stadtmauer von Marburg²⁶ beteiligt waren, so fest in der Erinnerung wirken kann, daß diese Tatsache in das Brauchtum herübergenommen wird, zeigt folgender Fall: Im ehem. fuldischen Städtchen Herstein (Kr. Lauterbach)²⁷ wird seit jeher tüchtig Fastnacht gefeiert; unter Führung des „Bajaß“ gestalten sechs verkleidete Pärchen die „Faselt“ in dem Vogelsbergstädtchen, wobei das „Tiroler Pärchen“ die größte Rolle spielt.

Alfred Höck

Nachtrag: Erst bei der Korrektur sehe ich, daß Fr. Metz schon 1944 davor gewarnt hat, „die großen Wandlungsvorgänge zu übersehen, deren Ausmaß immer klarer erkannt wird“; vgl. jetzt s. gesammelten Beiträge „Land u. Leute“ (Stuttgart 1961), bes. 450, 447 f. Ebenso muß für Hessen nachgetragen werden H. Fr. Heymann: Tiroler Maurer in Oberhessen, in Heimat im Bild. Beil. z. Gießener Anzeiger, Jg. 1932, 190–192.

Altes und Neues in Briefen der Brüder Grimm

Die Brüder Grimm, Jacob (geb. am 4. Januar 1785) und Wilhelm (geb. am 24. Februar 1786), sind durch die Art ihres gemeinsamen Lebens von Jugend an so verbunden, daß sie trotz der Verschiedenheit ihrer Anlagen und Arbeitsrichtung in ihrem persönlichen Dasein aufeinander bezogen bleiben. Grade von den Lebensbedingungen der Gegenwart aus lohnt es, die Grundlinien ihres merkwürdigen Lebensganges herauszuheben, durch den sie sich gegenseitig die Freiheit ihres Forschens gesichert haben.

Beide ziehen, durch ein Jahr getrennt, als 17jährige zur Marburger Universität, um Jura zu studieren. Jacob bricht im fünften Semester die Universitätszeit ab, ohne je ein Examen zu machen. Äußerer

Anlaß ist, daß ihn sein jugendlicher Lehrer FRIEDRICH CARL VON SAVIGNY (geb. am 21. Februar 1779) für wenige Monate zum Helfen nach Paris holt. Wilhelm besteht zwar als 20jähriger die juristische Prüfung. Aber der Kränkelnde nutzt nie diese Vorbildung, im Unterschied vom Bruder nicht einmal in seiner Forschung. Und Jacob? Schnell gibt er die Laufbahn des Verwaltungsbeamten auf, die sich ihm in den Jahren 1814/15 im diplomatischen Dienst zu öffnen scheint. Vom Jahre 1816 bis zum Jahre 1829 leben beide als Bibliothekare in Kassel: zwar bei bescheidenem Gehalt nur in eine zweite und dritte Stelle eingewiesen, aber durch leichten Dienst für selbstgewählte Forschung hinlänglich frei. Der

²⁴ Vgl. K. A. Müller: Rund um Wall u. Wehrturm. Das zwölfhundertjährige Mardorf in Gesch. u. Gegenwart (1955) 126, 98 ff. In den Kellerei-Rechnungen Amöneburg 1659 ff. sind für verschiedene Arbeiten dem „Meister Geörg Schnellern Meurern auß Tyrohl“ Zahlungen notiert; StAM.

²⁵ K. Finsterwalder: Die Familiennamen in Tirol u. Nachbargebieten (Innsbruck 1951) 365. A. Höck: Tiroler im ältesten Kirchenbuch von (Stadt) Allendorf → Hallo Allendorf Kr. Marburg Nr. 19 (1960) 21 f.

²⁶ Johann Heintz 1673; vgl. Marburger Sippenbuch, hrsg. von K. Stahr, XI (1955) 228, Nr. 16668.
²⁷ Hdb. d. hist. Stätten. Hessen 202.

Marburger Dokortitel, wohl nie mit Betonung gebraucht, fällt ihnen im Jahre 1819 ohne Betreiben durch den Erfolg ihrer Arbeit zu. Als sie nach dem Tode des ersten Bibliothekars nicht aufrücken, nehmen sie für den Beginn des Jahres 1830 einen Ruf an die Göttinger Universität an, mithin in einem Alter, in dem man sich nicht mehr leicht in neue Arbeitsbedingungen einfügt. Auch weiterhin bleiben sie Bibliothekare. Doch wird Jacob sofort auch ordentlicher Professor, Wilhelm erhält 1831 eine außerordentliche und 1835 eine ordentliche Professur. Ihr wissenschaftliches Ansehen hat damals seinen festen Grund in Jacobs ‚Deutscher Grammatik‘, die als erste historische Grammatik der germanischen Sprachen stoßweise zwischen den Jahren 1819 und 1837 in vier Bänden in der Dieterichschen Buchhandlung zu Göttingen erscheint. Der 45jährige, stets auf Lernen bedachte Jacob findet sich nur schwer in das Unterrichten, Wilhelm wird grade am Anfang der Göttinger Zeit durch Krankheit gehemmt. Im Dezember 1837 als Glieder der „Göttinger Sieben“ entlassen, leben sie ohne öffentlichen Beruf; der ausgewiesene Jacob begibt sich sofort in das heimatliche Kassel, Wilhelm folgt im Oktober 1838. Nach einigem Hin und Her werden sie Ende 1840 durch die preußische Regierung zum Fortführen ihrer Studien nach Berlin berufen und damit materiell gesichert. Nachdem auch Wilhelm ordentliches Mitglied der Berliner Akademie geworden ist (Jacob war es seit dem Jahre 1832), haben beide mit der im März 1841 erfolgenden Übersiedlung das Recht, Vorlesungen an der Universität zu halten. Aber Jacob übt es nur bis zum Jahre 1848, Wilhelm nur bis zum Jahre 1852 aus. Gegen ihre frühe Kasseler Zeit liegt der Unterschied darin, daß sie jetzt auf dem Grund eines amtlichen Auftrags ihr auf Forschung gerichtetes Leben fortsetzen können, das Jacob 1848 als Abgeordneter der „Nationalversammlung“ vorübergehend unterbricht, ohne in

ihr führend hervorzutreten. So leben sie bis zu ihrem Tode (Wilhelm stirbt am 16. Dezember 1859, Jacob am 20. September 1863) auch unter damaligen Verhältnissen ein ungewöhnliches Leben, das im Entscheidenden das Leben von Privatgelehrten ist. Ihr Sonderdasein hilft denn auch erklären, warum sie in jenen Jahrzehnten, in denen die geschichtliche Wissenschaft aufblüht, auf ihre eigene Weise produktiv sein können. Vor allem gilt dies für den genial-eigenwilligen Jacob, der breit und tief gegründete Werke im Zuge eines von ihm entwickelten Denkgefüges aufbaut.

Neben ihre Werke tritt ihr Briefwechsel, der schon deshalb reich sein muß, weil sie als Gelehrte einer jungen Wissenschaft in ihrem einsiedlerischen Dasein den verbindenden Briefverkehr brauchen. Nicht zufällig ist daher auch, daß die sachlich ertragreichsten Briefwechsel der Brüder in die Jahre fallen, die sie in Kassel außerhalb des akademischen Lebens verbringen. Denn damals ermöglichen ihnen die Briefe in ausgezeichneter Weise, sich mit anderen auszusprechen, Anregendes aufzunehmen, Erkanntes probeweise festzulegen. Herausheben sich die Briefwechsel mit ihrem wenig älteren juristischen Lehrer SAVIGNY und mit dem wenig jüngeren, am 4. März 1793 geborenen Philologen CARL LACHMANN. Doch nicht nur diese beiden Briefwechsel sind veröffentlicht: der mit Lachmann erst im Jahre 1927, der mit SAVIGNY, soweit er die Briefe der Brüder angeht, gar erst im Jahre 1953. Schon seit dem späteren 19. Jahrhundert sind, leider recht wahllos, eine Reihe größerer und kleinerer Briefwechsel im Druck zugänglich geworden. Denn nicht zum wenigsten durch den geistigen Rang der Briefschreiber und der Adressaten haben sich verhältnismäßig viele Briefe erhalten. Nunmehr legt uns WILHELM SCHOOF, seit langem unermüdlich bestrebt, das Leben der Brüder aufzuhehlen, unter dem Titel ‚Unbekannte Briefe der Brüder Grimm‘

eine Nachlese vor, die im Zuge des Möglichen das gesammelte Briefwerk der Brüder erreichbar macht¹. Man wird von vornherein erwarten, daß nicht wenige Briefe dieser Nachlese für sich genommen nur geringes Gewicht haben. Aber wer will im voraus sagen, was an Mitteilungen einmal unsere Sicht erweitern oder bestätigen kann? So ist gut, daß wir nunmehr in einem einzigen Bande zusammenhaben, was uns noch nicht zugänglich war und durch sein Fehlen beunruhigte. Es ist schlimm genug, daß wir, von den zwei genannten großen Briefwechseln abgesehen, das bisher Veröffentlichte an mehr oder minder schwer erreichbaren Stellen zusammensuchen müssen. Aber wir wollen uns nicht länger mit Vorerwägungen aufhalten, sondern zunächst fragen, was uns denn durch SCHOOF geboten wird.

SCHOOF teilt 266 Briefnummern in vier Abschnitte ein: Kassel 1805—1829 (S. 19—166); Göttingen 1830—1837 (S. 167—190); Wieder in Kassel 1837—1841 (S. 191—312); Berlin 1841—1863 (S. 313 bis 419). Innerhalb dieser verschiedenen starken Gruppen hat die „thematische Aufgliederung des Stoffes“ gegenüber der zeitlichen Reihenfolge den Vorrang, wobei das Thematische schon durch den Adressaten bestimmt sein kann. Knappe Einführungen bemühen sich, das Gegebene in den Lebensgang der Brüder einzufügen. Ein Verzeichnis der mitgeteilten Briefe legt die „Fundorte“ fest, wobei schon ein flüchtiger Blick zeigt, daß der Nachlaß der „Grimm-Schränke“ das meiste hergegeben hat. Lehrreich ist auch das Verzeichnis, das die „Diplome“ gelehrter Gesellschaften und Vereine zusammenstellt, die an die Brüder gekommen sind: das niederländische Leyden (1813) und das dänische Kopenhagen (1823) stehen am Anfang. Mißlich bleibt immer, die Brüder wie eine Einheit zu behandeln (um ein Scherzwort zu bilden:

nicht als „Brüder“, sondern als „Gebrüder“). Denn so sehr sie in einem Haushalt vereinigt sind, die innere Gliederung ihres Lebens verläuft nicht gleich. Aber da sie dauernd nebeneinander arbeiten, gibt es nicht wenige Briefe, in denen sie sich ergänzen, so daß ein Trennen ihrer Briefwechsel oft auseinanderreißen würde, was zusammengehört. Erwähnt sei schon jetzt, daß von den vorgelegten fast 270 Bekundungen kaum 100 auf Wilhelm kommen. Jacob ist also auch hier durch zuffassende Leidenschaft, zähe Gesundheit, Weite des Gesichtsfeldes und Unabhängigkeit des Daseins im Vorteil. Über allem muß jedoch die Frage stehen, ob und wie weit wir noch über unser bisheriges, nicht kleines Wissen hinaus Bezeichnendes und Förderndes erfahren. Eine vorläufige Antwort können uns nur geeignete Proben geben. Dabei bin ich mir bewußt, daß jede Auswahl durch den Auswählenden bestimmt wird. Gegen diese Einseitigkeit hilft, die Auswahl nicht zu sehr einzuschränken.

Der „erste Abschnitt“ setzt mit Jugendbriefen ein, die Jacob im Frühjahr 1805 aus Paris an Wilhelm schreibt. In dieser frühen Zeit verbindet die Brüder ein noch wahlloses Suchen nach alten Texten. Wunderlich ist das Geständnis Jacobs, er habe „von Natur“ wohl Neigung gehabt, aus jugendlichem Mutwillen ein studentischer „Renommist“ zu werden; aber er habe es unterdrückt, froh darüber, nicht in eine „falsche Manier“ gekommen zu sein (S. 22). Beachtenswert ist, daß er schon im August 1807 Bedenken gegen eine „Bearbeitung und Erneuerung“ alter Poesie hat, wie sie Tieck und Brentano erstreben (S. 31). Zu seiner frühen Fähigkeit, durch Beobachten Tatsächliches festzustellen, gehört, daß er schon im Frühjahr 1810 als erster im Hildebrandslied den Stabreimvers entdeckt (S. 42). Und

¹ Unbekannte Briefe der Brüder Grimm. Unter Benutzung des Grimmschen Nachlasses und anderer Quellen in Verbindung mit Jörn Gores hrsg. von Wilhelm Schoof (Bonn: Athenäum-Verlag 1960) 8^o 479 S. brosch. DM 40,—.

damit Wilhelm nicht fehle: Er bekundet im März 1817 gegenüber dem Dänen Thorlacius die „Einheit der Deutschen“, die bei „lebendigster Mannigfaltigkeit“ bestehe; er wendet sich zugleich damit gegen eine Äußerung des Dänen RASK², der ihm einmal geschrieben habe, er kenne eine preußische, bairische oder österreichische, aber keine deutsche „Literatur“ (S. 64/65). Wie frei übrigens selbst Wilhelm „Romantikern“ gegenüberstehen kann, bezeugt er schon in einem Satze vom Juni 1811, in dem er zu FRIEDRICH SCHLEGELS Buch „Über die neuere Geschichte“ sagt, es sei eine „geistreiche Willkür“ darin, die in den „Nachahmungen“ nur schlechter werde (S. 71)³. Schließlich noch etwas Hessisches: Im gleichen Monat des Jahres 1811 schreibt Jacob aus Dresden, Kassel sei doch „gewaltig viel schlechter und modern dörfisch“ (S. 73).

Wer in die Briefe aufmerksam hineinhört, kann hier und da merken, wie sich das kritische Vermögen der Brüder schärft. WILHELM SCHERER sprach um 1865 von einer „vorgrammatischen“, einer „grammatischen“ und einer „nachgrammatischen“ Periode Jacobs, die man etwa durch die Zahlen 1807–1816, 1817–1840, 1841–1863 festlegen mag. In der Tat lebt Jacob, mindestens seitdem er die ‚Deutsche Grammatik‘ ausarbeitet, in einem ihm eigenen Denkgefüge, durch das er seine Größe erreicht. Dies Denkgefüge wird uns auch später sichtbar werden. Doch empfiehlt es sich, es schon jetzt behelfsmäßig aufzugliedern. Romantische Phantasie, die mythischer Sicht zugewandt ist, Nüchternheit hessisch=reformierter Lebenshaltung und endlich ein den Sachen hingebener Positivismus, der dem 18. Jahrhundert entstammt, verbinden sich ihm in der

Aufgabe, eine neue Wissenschaft zu begründen. Dies für Jacob charakteristische Gefüge zeigt sich eindrucksvoll in einem Septemberbrief des Jahres 1819, den er an den in Hann. Münden geborenen Orientalisten GEORG FRIEDRICH GROTEFEND (1775–1853) geschrieben hat. Er betrachte es als ein Lob seiner „Methode“, wenn man ihr ein „sorgfältiges Sammeln und Festhalten aller auch der kleinsten Sprachformen“ unter Vermeiden „aller sinnreicher aber noch zu frühzeitiger Erklärungsweisen“ zuspreche (S. 126).

Durch persönliche Urteile, die ins Literarische hinübergreifen, hebt sich ein Brief heraus, den Jacob am Pfingsttag 1816 von Kassel aus an den abwesenden Wilhelm schreibt. So heißt es dort von Goethes „Rheinreise“ des Jahres 1814/15, bei „feinen und behaglichen Ansichten“, wie sie nur Goethe gegeben seien, spüre man „vielmals“ eine „oberflächliche Kühle und Vornehmheit des Urteils“ (S. 137). Ein in diese Zeit gehöriger Dresdner Brief Wilhelms, der ARNIM in Wiepersdorf besucht hat, äußert sich kritisch über Clemens Brentano. Von seinen Märchen habe er ein paar vorgelesen. Einzelnes sei „witzig und gut, auch kinderhaft, das Ganze aber durchaus unvolksmäßig“; BRENTANOS Märchen würden dem Buche der Brüder keinen Abbruch tun, sie seien „etwas ganz anderes“ (S. 143). Mit diesem Hinweis verlassen wir den „ersten Abschnitt“, der nur in wenigen Ausnahmen über das Jahr 1819 hinausgreift. Durch den Wechsel „thematischer“ Bündelungen, die verschiedene Jahre zusammenschließen, hält er den Lesenden in einer unvermeidbaren Unruhe. Wir erhalten eben keine Biographie in Briefen, sondern aus einer Nachlese ein locker geordnetes Briefmagazin, das uns hilft, Bekanntes zu er-

² Der Däne Rasmus Christian Rask ist zusammen mit Jacob Grimm Begründer der germanischen Sprachwissenschaft. Er wurde 1787 auf Fünen geboren und starb schon 1832 als Professor in Kopenhagen. Bereits im Jahre 1811 trat er mit einer „Anleitung“ (Vejledning) zur „isländischen oder altnordischen Sprache“ hervor, die Jacob im Jahre 1812 anerkennend besprach (Kl. Schriften IV, 65 ff.).

³ Im Namen-Verzeichnis S. 477 fälschlich unter August Wilhelm Schlegel gestellt; ein ähnlicher Irrtum findet sich zu S. 92. Friedrich Schlegel ist im Namen-Verzeichnis vergessen.

gängen und dadurch auch im Einzelnen neu zu sehen. Zu stark ausgedrückt ist mir, was SCHOOF einleitend über die Schwierigkeiten sagt, die die Brüder beim Herausbringen ihrer Schriften zwischen den Jahren 1808 und 1818 gehabt hätten. Wenn man aufs Ganze blickt, haben sich die beiden jungen Männer, von einflußreichen Freunden unterstützt, trotz abseitigen Lebens in stetem Vorwärtsschreiten durchgesetzt.

Aus der Göttinger Zeit, dem „zweiten Abschnitt“, ist für den Historiker ein Brief Jacobs vom 8. April 1832 wichtig. Auf einer Studienreise nach Heidelberg begriffen, trifft er in Kassel mit der Kurfürstin zusammen. Im Blick auf den Kurfürsten und den regierenden Kurprinzen äußert sie, „für Hessen sei kein Heil mehr von diesem Hause zu hoffen“ (S. 173/74). Auf Kassler Verhältnisse geht auch ein großer Reisebrief ein, den Jacob im September 1834 von Brüssel aus datiert: In Kassel sei alles, was in den beiden letzten Generationen gebaut wurde, „ohne Plan und Geschmack“ ausgeführt worden (S. 182). An einem solchen Beispiel erkennt man zugleich, wie stark Briefurteile von Stimmungen abhängig sein können. Nicht zufällig ist natürlich, daß die Göttinger Berufsjahre in ihren Briefen weniger hergeben als die anderen Perioden.

Der „dritte Abschnitt“. Die Briefe vom Ende Dezember 1837 bis zum März 1841 (von den Tagen der Entlassung bis zur Übersiedlung nach Berlin) verändern nicht die allgemeine Kenntnis, die wir von den damaligen Verhältnissen der Brüder haben. Aber sie zeigen eindrucksvoll die Spannungen an, in denen die Brüder als Wartende, Enttäuschte und Hoffende ihren Göttinger Schritt zu rechtfertigen suchen. Nicht zufällig dürfte sein, daß gerade der still-konservative, nicht vorn stehende Wilhelm überscharf herauszuarbeiten sucht, was denn eigentlich die Brüder zum Göttinger Protest veranlaßt habe. Es geschieht schon in einem nach Berlin gerichteten

Briefe vom 27. Dezember 1837: Es sei „nicht eine Faser von politischem Treiben“ dabei gewesen; der „materielle Inhalt des Grundgesetzes“ stehe außerhalb seines Urteils, aber ein Eid dürfe nie „je anders verstanden werden“ als in dem Sinne, in dem er aufgelegt und geleistet sei; ein „natürliches und religiöses Gefühl“ habe obgewaltet, so unglaublich es den „Liberalen“ und der Gegenpartei erscheinen möge (S. 195/96). Wir können die Frage beiseite lassen, ob und wieweit diese Darlegung für alle Unterzeichner des Protestes bis in ihr Unbewußtes hinein zutrefte und ob nicht auch Jacobs Empfinden spannungsreicher gewesen sei. Wilhelm ist hier wie sonst bestrebt, sich in Richtung auf überzeitliche Grundsätze aus jeder durch geschichtliche Umstände bedingten „Parteiung“ herauszuhalten, wie denn auch die Brüder beim Beurteilen von Menschen gern fragen, ob es einer „redlich“ meine.

Nicht genügend ist wohl bisher beachtet, daß der drängende Jacob spätestens zu Beginn des Jahres 1838 bei sich erwägt, in Berlin als Mitglied der Akademie „unabhängig von Ministerium und Universität“ Vorlesungen anzukündigen (Brief an Wilhelm vom 25. Januar 1838, S. 201). Die Berliner rieten damals durch einen Brief CARL LACHMANN ab. Damit sind wir an etwas Unübersehbarem angelangt, das man nicht zudecken darf. Der Entschluß der „Göttinger Sieben“ macht erkennbar, daß die Brüder und ihre beiden Berliner Gönner SAVIGNY und LACHMANN trotz langer Freundschaft nicht am gleichen Ufer wohnen. Denn so sehr die hilfsbereiten Freunde anerkennen, daß die Brüder von sich aus handeln mußten, wie sie es getan haben, sie vollziehen das Verfahren der Brüder nicht mit und halten sich daher aus jeder Mitentscheidung heraus (S. 294–301). In diesen Zusammenhang gehört auch ein Gespräch, das Jacob in Kassel Anfang März 1838 mit seinem scharfsinnigen Schwager LUDWIG HASSENPLUG hat: das

„Ende vom Lied“ sei gewesen, daß HASSENPFUG sie für „unschuldig Verführte“ halte (S. 211), eine Auffassung, die HASSENPFUG nach einem Briefe, den Wilhelm im November 1839 an BETTINA VON ARNIM schreibt, aus Berlin bezogen haben soll (S. 291, 293). Um so mehr wird Jacob durch seinen Charakter gezwungen, nach allen Seiten, auch nach Göttingen hin, jeden „Kompromiß“ abzulehnen, um den „ganzen sittlichen Eindruck“ nicht abzuschwächen.

Es wäre reizvoll auf Grund des nunmehr vervollständigten Briefwechsels der Brüder darzustellen, in welchen Überlegungen und Stimmungen sie die Kasseler Zwischenjahre verbrachten. Die nach Berlin führende Brücke baut schließlich ein klug formulierter „Antrag“ des preussischen Ministers JOH. ALBRECHT FRIEDRICH EICHHORN vom 8. November 1840, dessen materieller Teil im Januar 1841 gefestigt wird (S. 287, 308/09). Man sollte das von den Brüdern Erreichte möglichst genau so beschreiben, wie es in den Briefen niedergelegt ist. Es handelt sich um eine „freie“, den „Studien“ der Brüder angemessene Stellung, die man ihnen, um einen Ausdruck Wilhelms vom November 1840 zu gebrauchen, durch eine auf das Berliner Leben berechnete „Pension“ sichert. Jacobs Recht, als Akademiemitglied Universitätsvorlesungen halten zu können, wird ausdrücklich anerkannt. Wilhelm erhält das gleiche Recht, als er im Frühjahr 1841 auf Vorschlag LACHMANNs gleichfalls ordentliches Akademiemitglied wird. Dieser Zustand mußte um so mehr Jacobs Neigung entsprechen, als er von nun an mit „Besoldung“ wie in einem freien Berufe schaffen konnte, zunehmend freilich durch die unter anderen Voraussetzungen übernommene Wörterbucharbeit belastet. Auch die hier abgedruckten Briefe bezeugen übrigens das Bekannte, daß Bettina von Arnim in Ber-

lin in ihrer ungehemmten Weise für die Brüder geworben hat. Am Rande sei vermerkt, daß man zur Beurteilung ihrer Hilfe hinzunehmen muß, wie sie damals in ungerechten Angriffen dem ihr fremd gewordenen Schwager SAVIGNY zusetzt⁴. Man wird einmal festzustellen haben, daß sie mindestens so viel verwirrt wie genützt hat. Gewiß, es ist im Tief-Persönlichen, auch im Gesellschaftlich-Politischen begründet, daß sich der nach Berlin gezogene Jacob bei Wahrung der Freundschaft nicht mehr mit SAVIGNY und LACHMANN in der Vertrautheit jüngerer Jahre verbindet. Aber auch die an keinen Takt gebundene Natur BETTINAS hat grade in den Jahren 1839/40 dazu beigetragen, entstandene Wunden so offenzuhalten, daß sie nie mehr ganz wegheilen konnten.

Über die Sorge hinaus, die die Brüder für ihre Zukunft haben, enthalten die Briefe der zweiten Kasseler Zeit manches, was nur in die engere Geschichte gelehrter Arbeit gehört. Doch auch nicht Weniges, was dem Kenner ihres Lebens weitere Kunde von ihrem *seelischen* Haushalt gibt. Von allgemeinerem Interesse ist, wie Jacob den Lebensgang seines begabten, aber von ihm recht verschiedenen Schwagers LUDWIG HASSENPFUG beurteilt. Als dieser den Seinen im Oktober 1840 mitteilt, er sei „Tribunalrat“ in Berlin geworden, meint Jacob in einem Briefe an den Göttinger Juristen GUSTAV HUGO (1764—1844), HASSENPFUG habe wohl noch „weitere Aussichten und vielleicht gar Versprechungen“ durch die ihn stützende Partei, und er fährt fast boshaft fort, HASSENPFUG sei vom „Hochmutsteufel ein wenig besessen, obgleich diese Partei eben als die pietistisch demütige“ bezeichnet werden könne (S. 286). Es sind übrigens Sätze, in die etwas von Jacobs verhaltener Religiosität hineinwirkt, die allem schwärmenden Bekennen mißtraut. Hübsch ist

⁴ Man vgl. etwa: ‚Die Andacht zum Menschenbild. Unbekannte Briefe von Bettine Brentano‘, hrsg. von Wilh. Schellberg † u. Friedr. Fuchs (Jena 1942) 261—325.

die Anmerkung Wilhelms in einem an HUGO gerichteten Briefe vom Januar 1839, es sei keine „Grille“, wenn er sich die „deutsche Schrift“ und die „großen Buchstaben“ abgewöhne. Es geschehe wegen des Wörterbuches. Denn Jacob würde nicht daran arbeiten, wenn nicht in dieser Kleinschreibung ein „Lieblingsgedanke“ von ihm ausgeführt werde, der „viel für sich“ habe (S. 273).

Der „vierte Abschnitt“: Die Berliner Zeit. Sie bringt die Brüder für Jahre in lockere, Zeit raubende Berührung mit der Großen Welt, so ungeeignet sie (Jacob durch seine Natur, Wilhelm durch schwache Gesundheit) für solchen Verkehr sind. Die harmlosen Briefe, in denen Wilhelm fortlaufend bis zum Jahre 1844 dem Göttinger Juristen HUGO berichtet, vermitteln Eindrücke von den Berliner Anfängen. Hier und da tauchen Sätze auf, die über sich hinaus in allgemeinere Zusammenhänge weisen. Am 21. Oktober 1841 wird Jacob durch den französischen Geschäftsträger das Kreuz der französischen Ehrenlegion überreicht. Das Diplom nennt ihn „professeur de l'université de Götting“ (!); der Außenminister des „Bürgerkönigs“ und liberale Historiker GUILLAUME GUIZOT hat die Auszeichnung beantragt (S. 317). Wilhelm, der, wie wir wissen, seinen Protest des Jahres 1837 von jeder politischen oder formaljuristischen Begründung fernhält, bemerkt dazu, in ihm sei das gleiche Gefühl wie während des Göttinger Jubiläums vom Jahre 1837 rege geworden, als drei französische Orden ausgeteilt worden seien, während kein deutscher Fürst an so etwas gedacht habe. Eine zweite Mitteilung zeigt, wie

aufgeschlossen Wilhelm bei grundsätzlicher Entschiedenheit gegenüber anderen Naturen sein kann. Zwei so verschiedene Männer wie der Philosoph FRIEDRICH SCHELLING und der Orientalist und Poet FRIEDRICH RÜCKERT gefallen ihm, als er sie persönlich kennenlernt (S. 320). Anderes führt wieder an oder in den politischen Bereich und macht mehr oder minder spürbar, wie schwer es für die Brüder ist, außerhalb des Politischen zu bleiben. Ein Erstes: Als König Ernst August von Hannover im Frühjahr 1842 in Berlin ein „Diner“ gibt, habe er (so schreibt Wilhelm unter dem 23. April 1842) in seiner herausfordernden Sprechweise ALEXANDER VON HUMBOLDT nach seinen, des Königs „verlaufenen Göttinger Professoren“ gefragt, dabei fortfahrend: „Aber Sie wissen ja, Professoren, Tänzerinnen und Huren kann man überall für Gold wieder haben“. Der verletzte HUMBOLDT habe dagegen gesagt, er sei „selbst ein halber Professor“; nach der Tafel habe er in der Nähe des hannoverschen Hofmarschalls seinen Unwillen bekundet (S. 322). Wilhelm erzählt freilich nur weiter, was er auf einem Umweg und nicht von HUMBOLDT selbst gehört hat, so daß der Wortlaut nicht allein von dieser Stelle aus beurteilt werden darf⁵. Ein nächstes, das auch in das Jahr 1842 gehört. Im Juni erhält Jacob den gerade in einer „Friedensklasse“ gestifteten preußischen Orden „Pour le mérite“, wozu Wilhelm erklärt, Jacob habe gewiß nie gedacht, auf dem Wege gleichzeitiger Auszeichnung ein „Kollege von Metternich“ zu werden (S. 323/24). Anschließend mag sich der sog. „Hoffmannsche Skandal“ vom 24. Februar 1844. Deut-

⁵ Die Berliner Äußerung des Königs pflegt anekdotisch weitergereicht zu werden, so daß sich die Worte nicht decken. Georg Schnath bin ich dankbar, daß er mich auf die maßgebende Biographie des Königs in einem Briefe vom 2. April 1961 hingewiesen hat: Geoffrey Malden-Willis: Ernest Augustus, Duke of Cumberland, King of Hannover (London 1954). Dort lautet die Äußerung, gewagt im März 1842 bei einer Einladung des preußischen Königs Friedrich Wilhelm IV.: „‘Professors have no homeland’, he said jockingly, ‘One can have professors, comedians and loose girls for money anywhere’“. Lassen wir beiseite, daß dieser Wortlaut etwas anders temperiert ist, als das was Wilhelm berichtet. Malden-Willis erklärt, Ernst August habe durch verletzende Bemerkungen herausgefordert, ohne daß diese seinem wirklichen Empfinden entsprachen. Die ihn kannten, hätten in gleicher Weise geantwortet, da er Ängstlichkeit und Servilität nicht ertragen konnte. Man wird die Briefstelle Wilhelms in einem weiteren Zusammenhang heranziehen müssen.

lich wird, in welche Erregung er die Brüder versetzt hat. Der den Brüdern befreundete HOFFMANN VON FALLERSLEBEN war wegen seiner ‚Unpolitischen Lieder‘ Ende 1842 seiner Breslauer Professur entsetzt worden. Er tritt als Gast der Brüder hervor, während Studenten an Wilhelms Geburtstag einen Fackelzug bringen. Die Polizei sieht darin eine politische Demonstration HOFFMANNS, BETTINA VON ARNIM scheint in diesen Vorgang verwickelt zu sein. Die Brüder sprechen dem gewiß nicht taktfesten HOFFMANN eine Schuld zu, sorgsam bemüht, aus aller „Parteiung“ herauszubleiben (S. 340). Jacob spricht sogar nachträglich in einem Briefe vom Juni 1844 in überharter Sprache vom „Hoffmannschen plumpen, rücksichtslosen, alle Gastfreundschaft verletzenden Benehmen“ (S. 342). Eine etwas heikle Angelegenheit, da einst die Berliner Freunde Jacob vorgeworfen hatten, im Jahre 1837 nicht das richtige Verfahren gewählt zu haben. An Jacobs Ausbruch wird spürbar, in welches Unbehagen ihn stellt, wenn er Maßregeln der Regierung nicht billigen kann und ebensowenig den „Liberale“ zustimmen mag. Er befindet sich nicht nur diesmal in einem verdeckten Konflikt, den er 1837 vom „Moralischen“ her löste, weil es ihm in der Frage des Eides den Weg vorzeichnete⁶.

Unter welchen Spannungen Jacob auch weiterhin lebt, dafür geben die vorliegenden Briefe bezeichnende Beispiele. Wie sieht es denn in ihm aus? Immer wieder bewegt er sich auf ein nie von ihm entwickeltes politisches Ideal zu, das sich aus Vorstellungen nährt, die er sich von ferner Vergangenheit macht. Dies schwebende Ideal muß ihn aber immer

wieder aus der Gegenwart herausdrängen. Als Abgeordneter der „Nationalversammlung“ beklagt er in einem Briefe vom 29. Juli 1848, daß offenbar Preußen nicht in Deutschland aufgehen wolle, obschon die „Einheit des Vaterlandes“ Größeres hervorbringen könne, als das „alte Preußen“ geleistet habe (S. 375). Hinweis genug, wie wenig er in Preußen eingelebt war! Als sich Preußen Ende August 1848 im Frieden von Malmö vorerst aus der schleswig-holsteinschen Frage herauszieht, um seine Ostseeinteressen zu wahren, wühlt dies in Jacob auf, daß die „neu eingesetzte Reichsgewalt“ beim ersten Anlaß herabgedrückt sei: „An der Ostsee mag man viel gelitten haben, aber zehnmal besser leiden, als Worttreue und Ehre aufgeben“ (S. 387). Eine für ihn bezeichnende Argumentation! Da er sich ohnedies in Frankfurt am Main „unter den vielen Menschen“ vereinsamt fühlt, ist am 17. September 1848 sein Entschluß da, „in die alte Ordnung und Ruhe des Lebens“ zurückzukehren, so gut sie in dieser Zeit möglich sei (S. 390). Wie sehr der alte Jacob Grimm durch seine moralisch-rechtliche Beurteilung aller Verhältnisse an der Gegenwart leidet, bezeugt ein Brief an den Schulmann und Literarhistoriker KARL KOBERSTEIN vom 12. Januar 1851: Die „Flamme des Rechts“ sei jetzt mit Gewalt ausgelöscht, aber sie werde schon einmal „vorbrechen“; „niedergeschlagener und betrübter“ sei er nie gewesen als „seit dem letzten halben Jahr“ (S. 407). Es genügt daran zu erinnern, daß am 29. November 1850 mit dem preußisch-österreichischen Vertrag von Olmütz ein neues politisches Leben in einer erreichbaren deutschen Einheit vor-

⁶ Wenn ich richtig sehe, geht man nur zu leicht über den sog. „Hoffmannschen Skandal“ hinweg. Um so dankenswerter ist, daß neuerdings Wilhelm Schoof in dem von ihm herausgegebenen Bande ‚Jacob Grimm. Aus seinem Leben‘ (Bonn 1961, S. 279–287) ein Kapitel „Hoffmann von Fallersleben und Jacob Grimm“ eingefügt hat, in dem er das Verhältnis der beiden Männer offen darlegt. Bezeichnend ist, daß sich nur Wilhelm nie wieder mit Hoffmann ausgesöhnt hat. Er fühlte sich in eigener Weise verletzt, grade weil er sein persönliches Verhalten zu keiner Zeit mit Parteipolitischen verwechselt haben wollte. Vom 20. Jahrhundert aus ist dies alles nur mit vorsichtiger Interpretation zu erfassen, weil das, was damals den Grimmschen Begriff der „Parteiung“ erfüllt, längst nicht mehr lebendig ist.

erst auf nicht absehbare Zeit verschüttet zu sein schien. Wir sind heute vom frühen und mittleren 19. Jahrhundert weit genug entfernt, um Jacobs unpolitisch=politisches Denken beurteilen zu können, ohne es vom Parteipolitischen her zu verfärben. Fast selbstverständlich sollte sein, daß nicht alles aufgehen kann, weil Jacob gegen seinen erklärten Willen mit geschichtlicher Notwendigkeit in parteipolitisch bestimmte Verwicklungen hineingezogen wird, sobald er nach außen hervortritt.

Daß Jacob kein Talent zum Reisen hatte, bezeugen aus den Jahren 1843 bis 1853 seine Reisebriefe. Dabei gilt, daß ihn diese späten Reisen trotz Beschwerlichkeiten anregten und erfrischten. Charakteristisch ist eine Bemerkung, die er am 4. September 1843 aus Rom schreibt: Er suche sich gern Punkte heraus, die er ruhig betrachten könne, „mehr noch die schöne Natur als Altertümer“ (S. 348). Ein merkwürdiger Satz steht in einem Briefe vom 30. August 1844 aus Stockholm. Der König von Schweden, dem er vorgestellt war, hätte ihm für die kurhessische Prinzessin Marie besser gefallen als der Herzog von Meiningen; er müsse dann freilich jetzt die „Bratfisch“ besuchen, wenn die schwedische Heirat zustande gekommen wäre (S. 358). Er meint hier seine am 24. Juni 1798 geborene Nichte Luise Bratfisch, die der am 6. November 1804 geborenen jüngsten Schwester des letzten Kurfürsten bei deren Hochzeit Ende März 1825 als Kammerfrau nach Meiningen gefolgt war. WILHELM SCHOOF, der wie kein anderer dem Persönlichen der Brüder un-

ermüdlings nachgeforscht hat, berichtet in einem wohl wenig beachteten Aufsatz des Jahres 1957 zum erstenmal von einer Tradition der Familie Bratfisch, Jacob habe seiner Nichte Luise einen Heiratsantrag gemacht; sie habe sich versagt, weil sie die Prinzessin nicht habe verlassen wollen. Es ist hier nicht der Ort, auf diese sonst nicht überlieferte Angabe einzugehen, die in den Zusammenhang von Jacobs Leben etwas Verblüffendes einträgt, falls notwendig sein sollte, sie buchstäblich aufzunehmen⁷. Wie dem sei, eins muß bei dieser Gelegenheit ausgesprochen werden. Man beachtet zu wenig, daß Jacobs Verhältnis zum Weiblichen in seinen Lebensäußerungen verdeckt bleibt. Um so mehr fällt auf, daß er hier in einem Briefe an Wilhelm und dessen Frau eine Vergangenheit aufzuwecken scheint. Nicht minder aufschlußreich ist ein Brief an Dortchen vom 30. Juli 1847, die in Jena erkrankt ist. Sie dürfe nicht sterben. Wilhelm werde in ihr „bloß seine Frau“ verlieren, er in ihr „auch seine Mutter“, weil sie ihm, obwohl jünger als er, „wie seine Mutter“ sei (S. 382). Man nehme hinzu, daß Dortchen Wild (1795–1867), mit der sich Wilhelm nach der Verlobung vom späten Dezember 1824 am 15. Mai 1825 vermählte, von jeher als Jugendfreundin mit allen Grimms wie eine „Schwester“ lebte⁸. Man darf daher sagen, die Liebesregungen der Brüder, insbesondere Jacobs, werden vom Familiensinn gehalten. Familiensinn bestimmt auch, ins Weite getragen, Jacobs Verhältnis zu Heimat und Vaterland. Nicht zufällig ist daher, daß Heimat und Vaterland etwas

⁷ Vgl. W. Schoof: Der Verwandtenkreis der Brüder Grimm → Hessische Familienkunde Bd. 4, Heft 4 (Okt. 1957) 196/97. Ich bin Wilhelm Schoof dankbar, daß er mir schon vor Jahren diesen Aufsatz zugänglich gemacht hat. In diesem Aufsatz ließ er noch dahingestellt, ob die Familientradition zutrefte. In der vorliegenden Briefsammlung aber setzt er in der Anm. 58 des Abschnitts IV (S. 454) „ein Heiratsangebot“ Jacobs in das Jahr 1816. In dem erwähnten Bande „Jacob Grimm“ (Bonn 1960) sagt er S. 330 wieder zutreffender: „Einen Heiratsantrag Jacob Grimms soll sie aus Anhänglichkeit an die Herzogin ausgeschlagen haben“. — Ich werde in einem Aufsatz dieser Zs. auf die Frage des „Heiratsantrags“ eingehen. Das bisher unbekanntes Geburtsdatum der Luise (= Louise Philippine) Bratfisch verdanke ich Pfarrer Münch (Brief vom 15. 5. 1961), der es im Kirchenbuch des Dorfes Bruchköbel (Kr. Hanau) ermittelt hat.

⁸ Vgl. Wilh. Schoof: Wilh. Grimm (Bonn 1960) 197–200. — So glücklich Wilhelms Ehe war, man kann nicht von einer „Liebesheirat“ sprechen, wenn man dem Worte seine gültige Bedeutung läßt.

von mütterlicher Wärme auf ihn ausstrahlen und ihm Geborgenheit verbürgen. Hier öffnet sich ein Zugang in Tiefen seines Wesens, die noch nicht genügend erhellt sind.

Für den Schluß unserer Auswahl ist ein Brief geeignet, den Wilhelm am 5. März 1849 an einen jungen Studenten, einen Sohn LUDWIG HASSENPLUGS, richtet (S. 394). Nichts mache das „menschliche Herz freier und besser“ als der „Geist der unabhängigen Forschung“. Doch führten die Dichtungen des Mittelalters lebendiger in den „Geist des deutschen Lebens“ als die Quellen der politischen Geschichte. Jacob hätte nicht in gleicher Weise an Dichtung gedacht, eher an die sinnliche und geistige Welt der Sprache und an die in ihr ergriffenen „Sachen“. Aber in einem auf das Religiöse bezogenen Satze des gleichen Briefes wären die Brüder unbedingt einig gewesen. Gegenüber aller ins Greifbare umgesetzten Darstellung des Religiösen erklärt Wilhelm: „Ich berühre nicht gerne die Geheimnisse des menschlichen Daseins, die über die uns von Gott gesteckten Grenzen hinausgreifen; aber ich erkenne auch, daß ein großer Reiz dazu in uns liegt“ (S. 394). Damit sind wir wieder bei dem angelangt, was wir schon am Eingang unseres Weges Jacobs *Denkgefüge* nannten. Hessisch-reformierte Verhaltenheit, die sich mit einem gemäßigten Aufklärungsdenken des späten 18. Jahrhunderts verbindet, ist in den Brüdern bei aller Gefühlstärke immer wach geblieben. Beides verträgt sich in ihnen mit einem der Vergangenheit zugewandten Sinn, der sich in ursprüngliche, vom Mythos durchleuchtete Verhältnisse zurückzutasten sucht. Dies Spannungsgefüge ihres Geistes wird vor allem von Jacob entwickelt. Aus ihm geht jene merkwürdige, fast religiös gestimmte Hingabe an das Überlieferte hervor, in der Jacobs historische Forschung möglich wird. Und von hier aus dürfte deutlich genug sein, daß es grade für Jacob nicht zureicht, wenn man

ihn ohne Zusatz einen „Romantiker“ nennt. Dies wird übrigens nicht nur an seiner größten Leistung, den vier Bänden seiner ‚Deutschen Grammatik‘, sichtbar, sondern auch an den beiden Bänden seiner ‚Deutschen Mythologie‘ und den beiden Bänden seiner eigenwilligen, ihm besonders lieben ‚Geschichte der deutschen Sprache‘.

Es bleibt uns, in einem Rückblick ein abschließendes Wort über die Sammlung der „Unbekannten Briefe“ zu sagen. Briefe bedeutender Menschen führen nicht nur in Lebensbedingungen ein, unter denen das von ihnen Geschaffene entstand. Sie legen auch viel von den inneren Regungen frei, in denen sich das gebildet hat, was in das Geschaffene als persönliche Kraft eingegangen ist. Es bedarf freilich auch bei ertragreichen Briefsammlungen besonderer Vorarbeit, wenn all das aus ihnen herausgeholt werden soll, was sie bergen. Am leichtesten ist die Ernte, wenn echter Wechsel von Briefen vorliegt: fortlaufender brieflicher Austausch, in dem sich ein Ich und Du mitteilend, fragend und antwortend begegnen. Aber selbst dort, wo wir ein solches Hin- und Her verfolgen dürfen, treffen wir immer wieder auf Erinnerungen und Anspielungen, die nur dem Eingeweihten das Gemeinte ohne Nachhilfen hergeben. Wie weit erleichtert die Ausgabe der „Unbekannten Briefe“, das in seiner Breite und Tiefe aufzunehmen, was in ihnen gesagt oder verschwiegen wird?

Es liegt im Charakter der Nachlese und in Mängeln der Überlieferung, daß wir uns weitgehend mit einseitigen Äußerungen der Brüder abzugeben haben. Da überdies die sachlich bedeutsamen Briefe der Brüder zum guten Teil längst veröffentlicht sind, tauchen viele Briefe auf, die ausgesprochen Persönliches betreffen. So findet sich nicht wenig, das nach einer Erläuterung verlangt. Wie schon andeutend erwähnt, schaltet sich der Herausgeber mit knappen Einleitungen helfend ein, wo er in Briefgruppen

bündelt oder wo ihm ein Brief zu sehr für sich zu stehen scheint. Hinnehmen muß man, daß diese seine Beiträge das ihm Nahe bevorzugen. Sie unterrichten am besten über die hessischen Zeiten, sie äußern sich sparsam zu den Berliner Jahren. Störender ist, daß die an sich zahlreichen Anmerkungen in der Art ihrer Aussage nicht ausreichen. Selbst für einen Leser, der sich im Leben der Brüder auskennt, wird daher mancher Satz der Briefe zunächst mehr oder minder leer bleiben. Dies gilt besonders dann, wenn dieser Leser nicht die übrigen Briefsammlungen, auf die immer wieder zur Erläuterung hingewiesen wird, griffbereit neben sich hat⁹. Doch wir haben froh zu sein, daß der unermüdlige Herausgeber auch diesen Band wie schon vor Jahren die an SAVIGNY gerichteten Briefe der Brüder mit zäh ausdauernder Energie zum Druck vorbereiten konnte. Es ist eine Aufgabe der Zukunft, das Dargebotene in der Besonderheit seines Gehaltes zum Sprechen zu bringen. Wenn wir aber auf diese Auf-

gabe hin die vorliegende Sammlung durchprüfen, so ruft sie, gerade weil sie das Briefwerk weitgehend abschließt, zu einer umfassenderen Aufgabe, die längst begonnen hat, recht drängend zu werden. Was ist mit diesem Hinweis gemeint?

Im Spätjahr 1862 sucht der im Frühjahr 1841 geborene, also erst 21jährige WILHELM SCHERER den 77jährigen Jacob Grimm auf. Zwei Generationen liegen zwischen den Geburtsjahren des greisen und des jugendlichen Gelehrten. Schon vom Dezember 1864 bis zum Februar 1865 bringen die ‚Preußischen Jahrbücher‘ eine Aufsatzreihe, in der SCHERER das Lebenswerk des Verstorbenen darstellt. Die zweite Auflage dieses ‚Jakob Grimm‘ erscheint im Jahre 1885, ein Jahr vor dem frühen Tode SCHERERS, dessen verhältnismäßig kurzes Forscherleben innerhalb der germanistischen Arbeit jenen Wandel anzeigt, der das spätere von dem früheren 19. Jahrhundert trennt¹⁰. Kein Wunder, daß SCHERER im genialischen Wurf seiner Jacob-Grimm-Biogra-

⁹ Um nicht ohne Belege zu bleiben, greife ich aus den Anmerkungen zwei Beispiele heraus, die zeigen, vor welchen Schwierigkeiten sich ein nicht eingearbeiteter Leser findet, wenn er alles verstehen will. 1. Jacob erwähnt von Paris aus im März 1805 das Gerücht, Tieck habe die „Nibelungen“ bearbeitet und schon fertig (S. 20). Die dazu gehörige Anm. I, 6 lautet: „Raumer 324“. Gemeint ist: Rudolf v. Raumer: Geschichte der germ. Philologie (München 1870)! Wer hat sie? Oder wer kann sie schnell erreichen? Nebenbei: Eine solche Bearbeitung Tiecks ist nie erschienen. 2. Am ersten Pfingsttag 1816 schreibt Jacob aus Kassel an den abwesenden Wilhelm: Das „Buch an Ludwig“ sei endlich abgegangen, der Buchbinder und Hummel, der das Portrait Jacobs ausgebessert habe, hätten es aufgehoben. Er habe „bei dem Luis alles Nötige bestellt“ (d. h. etwa: in Ordnung gehalten), damit „seine Arbeit für die Hoheit“ zu rechter Zeit eintreffe; für den Ringsseis habe er „ein Exemplar unserer Sagen“ beigelegt, nicht für den Dozen, weil der „fast wie der Siebert“ das Bücherschenken nicht gern habe (S. 135). Zu „Ludwig“ verweist die Anm. I, 513 auf die Anm. I, 359, die erkennen läßt, daß der Schwager der Brüder Ludwig Hassenpflug (1794–1862) gemeint ist. Um welches Buch es geht, muß man aus der Jahreszahl oder aus dem folgenden erraten: Die „Deutschen Sagen“ kamen mit dem 1. Teil im Jahre 1816 heraus. Zu Hummel erklärt die Anm. I, 514 fast zureichend, der Maler Ludwig Hummel habe zum Kassler Lesekränzchen der Brüder gehört. Zum Worte „Hoheit“ aber kommt die Anm. I, 515: „Vgl. L. E. Grimm, Lebenserinnerungen, S. 220“. Wer die ‚Erinnerungen‘ des Bruders Ludwig (Luis) Grimm in der angeführten, längst vergriffenen Ausg. von Adolf Stoll (1. Aufl. 1911, 2. Aufl. 1913) besitzt oder erreicht, kann dann feststellen, daß Ludwig Grimm in dieser Zeit ein Bild der hl. Katharina für die „Kurfürstin“ angefangen hat. Der Maler Hummel, der Münchner Professor Ringsseis und der Münchner Bibliothekar Dozen erscheinen im ‚Namenverzeichnis‘, der unbekanntere Siebert nicht. (Über Ferd. Siebert, der beim Märchensammeln geholfen hatte, vgl. W. Schoof: Zur Entstehungsgeschichte der Grimmschen Märchen [Hamburg 1959] 81–87. Er war im Jahre 1816 Rektor in Treysa.) — Ich setze das nicht fort, um nicht die entsagungsvolle Arbeit herabzudrücken, die für jeden Herausgeber in Anmerkungen und Verzeichnissen steckt. Auch sollten die Anmerkungen gewiß so knapp wie möglich gehalten werden. Aber ich muß auch etwas mit den Lesern empfinden, die über den Text hinauswollen, und bei dem Umfang des Bandes kam es doch wohl nicht auf einige Seiten an.

¹⁰ Man vgl. Wilh. Scherer: Jacob Grimm. Neudruck der 2. Aufl. mit Beigaben aus der 1. Aufl. u. Scherers Rede auf Grimm, besorgt v. Sigrid von der Schulenburg = Der Domschatz Bd. 9 (Berlin 1921). Scherer hat auch die Artikel Jacob Grimm u. Wilh. Grimm der ‚Allg. Dt. Biographie‘ verfaßt (Bd. 9, 1879, S. 678–688 = Jacob, S. 690–695 = Wilhelm).

phie aus dem Denkgefüge der Brüder all das mit positiver Wertung herauslöst, was auf eine ihm zusagende Tatsachenforschung hinzustreben scheint! Schon in der Widmung, mit der er im Jahre 1868 KARL MÜLLENHOFF, dem im Jahre 1818 geborenen Vertreter der Zwischengeneration, sein Buch ‚Zur Geschichte der deutschen Sprache‘ überreicht, legt er seine Arbeitsrichtung fest. Als germanistischer Historiker erstrebt er eine der Naturwissenschaft angenäherte Kausalforschung, die ihre Rechtfertigung im „Dogma vom unfreien Willen“ hat und nicht verstehen, sondern erklären soll. So tief SCHERER die Brüder verehrt, aus ihm spricht vernehmlich der Geist einer Generation, die sich weit von dem spannungsreichen Denkraum entfernt hat, in dem Jacob Grimm atmet. Insoweit ist er der Vorläufer einer Generation, die in einer fast kritiklosen Verehrung von Jacob Grimm sprechen kann, weil sie sein Werk nicht mehr aufsucht.

WILHELM SCHERER hat nie aus den Augen verloren, daß es notwendig sei, das Leben und Schaffen Jacobs aus größerem zeitlichem Abstand und daher aus einer umfassenderen Sicht nachzuzeichnen. So war in ihm zeitweilig der Gedanke, sein Schüler EDWARD SCHRÖDER (1858 bis 1942) solle als Landsmann der Brüder möglichst aus der vom Unterricht unbelasteten Tätigkeit eines Bibliothekars heraus diese Aufgabe übernehmen. Er hat diese wenig glückliche Vorstellung nicht festgehalten. EDWARD SCHRÖDER wurde in einem langen Gelehrtenleben immer wieder durch Sachfragen angeregt, die einst Jacob Grimm beschäftigt hatten; auch lag ihm daran, das von den Brüdern Erarbeitete lebendig zu erhalten. Aber sein auf das Individuelle gerichtetes, betont historisches Denken konnte nicht das Ziel haben, durch eine Biographie der Brüder ein Stück Geistesgeschichte des frühen 19. Jahrhunderts zu bewältigen. Auch dürfen wir heute ohne Übertreibung aussprechen, daß mit dem endenden 19. und beginnenden 20.

Jahrhundert noch nicht die Zeit da war, die Welt der Brüder in ihrem Eigenen zu begreifen. Damals wäre fast zwingend gewesen, das Schaffen der Brüder so zu betrachten, als ob in ihm angelegt gewesen sei, durch die wissenschaftlichen Ergebnisse der Jahrhundertwende erfüllt und damit überwunden zu werden. Heute sind wir weit genug von der Zeit der Brüder entfernt, daß es eine Frage zweiten Ranges ist, was noch im Einzelnen von ihrem Werke unmittelbar genutzt werden kann. Wohl aber wird es zur Aufgabe, das G a n z e ihres Werkes aus der Spannung der in ihm wirkenden Kräfte zu begreifen und es zugleich mit der inneren Biographie ihres Lebens zu verbinden. Auf einem kurzen Umweg wollen wir uns klar machen, wie notwendig es ist, für diese Aufgabe einzutreten.

Außerhalb der „gelehrten“ Welt wirken die Brüder nur noch durch die ‚Kinder- und Hausmärchen‘, die zuerst in den Jahren 1812 und 1815 erscheinen. Sie tun es also nur noch durch ein Jugendwerk ihrer bedingt kritischen Periode, das für Jacob in seine „vorgrammatische“ Periode gehört. Es geschieht überdies durch ein Werk, dessen Sprachstil eine Schöpfung Wilhelms ist, der auch die Vorreden geschrieben hat. Zwar bleibt dies Werk vor romantischer Willkür bewahrt, aber so, wie es durch Wilhelms Bearbeitung geworden ist, schließt es sich doch den romantischen Bestrebungen an, Schwindendes oder Vergangenes zu erneuern. Wie dem aber auch sei, die Wirkung der ‚Märchen‘ bestimmt heute nur allzusehr die Vorstellung „Brüder Grimm“, seitdem auf wissenschaftlichen Feldern die unmittelbare Wirkung Jacobs und erst recht diejenige Wilhelms nachgelassen oder aufgehört hat. Wir stehen sogar vor der Gefahr, daß ein sentimentales, halb mythisches Bild vom Leben und Schaffen der Brüder jene bewegte Wirklichkeit ersetzt, in der die grundlegenden großen Leistungen Jacobs und die feinfühligsten Unter-

suchungen Wilhelms entstanden sind. Welche Folgen es haben kann, wenn das wirkliche Leben und Schaffen der Brüder ins Unbekannte rückt, dafür ein Beispiel. In neuerer Zeit sind über Deutschland hinaus die Mittelalterstudien stark beachtet worden, die der Romanist ERNST ROBERT CURTIUS (1886—1954) am Ende seines Lebens unter dem Titel ‚Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter‘ zum ersten Male 1947, in zweiter Auflage 1953 veröffentlicht hat. Hier wird nur Jacob Grimm und zwar nur einmal erwähnt. Als CURTIUS angibt, wie im 18. Jahrhundert die sprachliche Wendung vom „Buch der Natur“ in die Dichtungstheorie eindringt, zieht er ohne Übergang Jacob Grimms Begriff der „Naturpoesie“ heran; er benutzt dabei eine Stelle, die er ohne Quellenangabe aus zweiter Hand übernimmt. Der junge Jacob sagt hier in seiner ersten Buchveröffentlichung, in dem schmalen Band ‚Über den altdeutschen Meistergesang‘ vom Jahre 1811 (!): die „Naturpoesie“ sei das „Leben in der reinen Handlung“, sie sei ein „lebendiges Buch, wahrer Geschichte voll“; die „Kunstpoesie“ sei dagegen eine „Arbeit des Lebens und schon im ersten Keim philosophischer Art“. Es ist ein Satz, der Begriffe HERDERS benutzt. CURTIUS erklärt dazu, das biblische ‚Buch des Lebens‘, das ‚lebendige Buch‘ der victorinischen Mystik sei bei Jacob säkularisiert und mit der Dichtungstheorie der englischen Vorromanik vermischt. Und er fährt fort: „Auf diesen brüchigen Grundlagen hat die germanistische Auffassung von mittelalterlicher Dichtung im 19. Jahrhundert geruht“ (2. Auflage Seite 329). Wie auch dieser Satz zu interpretieren ist, man täusche sich nicht: Ein solches Ur-

teil, das haften wird, ist nur möglich, weil uns seit den Tagen SCHERERS eine Grimmforschung fehlt, in der die Arbeitswelt Jacobs von ihren geistigen Grundlagen aus als ein werdendes Ganzes dargestellt wird¹¹. Wo kann sich aber dies Ganze besser zeigen, als in den Denkakten, in denen Jacob und mit Abstand auch Wilhelm ihr Forschen vollziehen?

Wir kehren zum Thema unserer Betrachtungen zurück. Wenn ich richtig sehe, läßt sich grade beim Durchprüfen der Briefsammlungen gut erfühlen, wo sich im Vorwärtsdrängen Jacobs das entscheidend Eigene aus verschiedenen Antrieben zusammenbildet. Da ist einmal das Streben, in einem durch SAVIGNY geweckten geschichtlichen Bewußtsein geschichtliches Leben aus seinen Anfängen und damit aus einer Art Naturwelt zu deuten, der sich das Geistige in mythischen Versinnlichungen darstellt. Da ist zugleich und zwar in wachsender Stärke eine suchende Hingabe an die Fülle des geschichtlich Überlieferten, dem nicht von oben her mit Willkür ein Sinn aufgedrängt, sondern nur mit Umsicht abgefragt werden darf. Beides vereint sich zu einem Dauergeflecht und erzeugt eine Denkweise, die aus unwiederholbarer Vergangenheit Modellvorstellungen zu gewinnen sucht. Der Arbeitsweg, den diese Denkweise anlegt, hat wie alles menschliche Forschen seine Gefahren. Er kann verführen, dem Altzeitigen utopische Vollkommenheiten zuzuteilen. Und er kann dazu verführen, in der Fülle des Antiquarischen die geschichtlichen Linien zu übersehen. Das Bedeutende dieses Forschens liegt darin, daß in der Geschichtsbetrachtung das Tatsächliche seine Mächtigkeit behält und daß dies Tatsäch-

¹¹ Eins sollten wir übrigens nicht übersehen: Germanistik als Textphilologie und Literaturgeschichte sind nur mittelbar mit Jacob Grimm verbunden. Beide Gebiete lagen ihm verhältnismäßig fern. Er kam von der Rechtsgeschichte und nicht wie die Männer der betont philologischen Richtung von der „klassischen Philologie“ her. Im letzten bezog sich sein Forschen auf eine Volkskunde, die von den Tatsachen des Sprachlebens aus im Vergangenen ein Dauerndes zu erfassen sucht. Stets ein Einzelgänger, fühlte er sich schon beim Abschluß seiner umstrittenen ‚Geschichte der deutschen Sprache‘ am 7. März 1848 in seiner Arbeit „ganz einsam“, ja allein gelassen. Über der Spätzeit seines Forscherlebens liegt denn auch ein Hauch von Tragik. All dies muß neu ergriffen und dargestellt werden.

liche zugleich auf Strukturen betrachtet wird, die es in der Tiefe binden. So entsteht ein Positivismus Jacob Grimms, der sich von dem Positivismus des späteren 19. Jahrhunderts unterscheidet, weil er sich nie Zweck ist. Er stellt sich vielmehr als ein romantisch be-seelter Positivismus dar, weil er nicht nur feststellen, sondern auch begreifen will. Man mag ihn auch, da grade Jacob nur sehr bedingt ein „Romantiker“ ist (bedingter als Wilhelm), einen transzendentalen Positivismus nennen, weil er stets über sich hinausweist. Es ist der besondere

Reiz der Briefsammlungen, daß sie dem, der es vernehmen will, in immer neuen Abwandlungen vorführen, wie die Brüder in sich den ihnen gemäßen Standort zu finden suchen. Doch geht es nicht allein um diese rückwärts gewandte Betrachtung. Erst dann wenn wir mit der inneren Biographie der Brüder das Ganze ihres Werkes vor uns entwickelt haben, läßt sich zureichend ermessen, wo und wie ihr Schaffen im Zuge wissenschaftlicher Weiterarbeit nicht nur dauerhafte Anregung, sondern auch weiterhin dauerhafte Erkenntnis vermittelt.

Friedrich Neumann (Göttingen)